

Die psychotherapeutische Familie und ihre Tribalisierung

“We psychotherapists probably do have ourselves to blame for not presenting ourselves well. Caught between unnecessary mystification and bogus science, ravaged by ideological splits and the narcissism of small differences, a profession seemingly open to anyone to practise – it can seem to those who don’t follow these things closely that it has become only too necessary for the Government to act.”

„Freud begann als ein junges, gesundes, lebendiges Individuum. Er hatte Mut und ging vorwärts und dann wurde er Beute des gewöhnlichen Weges, eine Schule zu haben, Bewunderer, Studenten, Schüler in der Gesellschaft und man schmeichelte ihm schlimm. Er wusste es bereits 1925 oder 1926, dass man ihm schmeichelte“. So bringt Wilhelm Reich im Interview über Sigmund Freud, das der Psychoanalytiker Kurt R. Eissler mit ihm im Oktober 1952 geführte hatte. Spiegelt dieser Konflikt ein zentrales Dilemma psychotherapeutischer Schulen? Das Dilemma: nämlich Schüler und Studenten zur Verbreitung, Kommunikation und Erweiterung des eigenen Gedankenguts zu brauchen, um dann aber auch den Fallstricken von narzisstischer Eitelkeit zu erliegen?

„When I die, don’t kill me“ sagte mir der Psychotherapeut und Arzt, Alexander Lowen vor vielen Jahren und brachte das Beziehungsschicksal von Schulengründern im therapeutischen Feld auf den Punkt. Lowen ahnte, was ihm nach seinem Tod widerfahren würde. „When I die, don’t kill me“ kann als Entwicklungsdynamik, als befürchtetes Entwicklungsschicksal verstanden werden. Aber auch als Ambivalenz, sich der Bewunderung und Schmeichelei über den eigenen Tod hinaus sicher sein zu wollen, gleichzeitig aber zu ahnen, dass der eigene Tod ein notwendiger Schritt hin zur organisationalen, professionellen Identität ist. Man mag

dies analytisch als Vatermord bezeichnen. Man mag dies als notwendigen Schritt von System- und Subsystembildung verstehen. Man mag es aber auch als Transformationsschritt als (Selbst-)Distanzierung zur eigenen Schule verstehen, als Entwicklung hin zu einer (neuen und/oder gespaltenen) Organisation.

Der Tod des Schulengründers konfrontiert seine Schüler unmissverständlich mit ihrer eigenen Organisation, der Entwicklung der Selben und den damit verbundenen Besonderheiten. Der Tod des Schulengründers kann aber bereits mit einer differenzierten Kritik an zentralen Thesen des Schulengründers beginnen (vgl. Freud-Adler, Freud-Jung u. a.).

Dieser Prozess erinnert mich aber auch an die Gründung und die Entwicklung von Familienunternehmen. Der Gründer des Familienunternehmens baut sein Unternehmen auf und hat in der Regel grundsätzlich drei zentrale Interessen. Diese beziehen sich auf den Erhalt und das Wachstum des Unternehmens. Dies bezieht sich auf den wirtschaftlichen Erfolg, Gewinn und Wachstum. Dies bezieht sich aber auch auf die Sicherung des Unternehmens als Eigentum der Familie. Je mehr das Unternehmen wächst, die Gründerpersönlichkeit abtritt oder stirbt, desto eher kann das Unternehmen in die Hände der Kinder übergeben werden. Gibt es eine enge Verantwortung und Verpflichtung zwischen dem Familiensystem und dem Unternehmen als System, sowie mit dem Wunsch, sich zu entwickeln, zu wachsen und Erfolg zu haben, kommt es im Laufe der Zeit zur Herausbildung von Familienstämmen. Hierunter versteht man die Nachfolgeregelung über die Haupteigentümer, die Geschwister oder andere Verwandte. Man ist Eigentümer des gleichen Unternehmens, man hat wirtschaftlichen Erfolg, aber

man vertritt auch seine individuellen Interessen oder die Partialinteressen der jeweiligen Familienstämme.

Wenn Sigmund Freud, sozusagen als vielleicht der wichtigste Gründervater des Familienunternehmens „Psychotherapie“ angesehen werden kann, sind seine Schüler und die Schüler der Schüler Vertreter der nachfolgenden Generationen, die im Familienunternehmen, sprich der Organisation von Psychotherapie, arbeiten und wirtschaften. Sie sehen sich weiterhin zentralen Grundgedanken des Organisationsgründers (in diesem Falle Freud) verpflichtet, praktizieren aber inzwischen vielleicht ganz anders als Freud oder bedienen ganz anderer Zielgruppen.

Man könnte auch sagen, dass sich die professionelle Familie Freuds in verschiedene Familienstämme aufgliedert hat. Familienstämme, die an einem Strick ziehen, die sich aber auch bis aufs Messer bekämpfen können.

Der Vergleich mit dem System eines Familienunternehmens hat den Charme, Gleichheit und Unterschiedlichkeit gleichzeitig zu denken, zu akzeptieren, zu respektieren und sogar zu nutzen. Dies hätte auch den Charme, die jeweils individuellen Beiträge, nennen wir es die der therapeutischen Schulen oder der therapeutischen Richtungen oder der therapeutischen Methoden, als einzigartig identifizieren zu können und zugleich als wichtigen Bestandteil des psychotherapeutischen Feldes insgesamt.

Das psychotherapeutische Feld kann sich also nicht ohne Organisationsbildung sowie Differenzierung wenn nicht gar Abspaltung zu einem professionellen Feld voll der unterschiedlichsten Schulen, Denkhaltungen und/oder Bewegungen entwickeln.

Für viele ist die psychoanalytische Weiterbildung mit dem Erwerb einer psychoanalytischen Identität ver-

knüpft. Böttcher zeichnet die diesbezügliche Entwicklung der Psychoanalyse nach und diskutiert relevante Faktoren der Identitätsdebatte. Identitätsdebatte und professionelle Beziehungsgestaltung, so wie entsprechende Abgrenzungen/Spaltungen müssen als Prozess verstanden werden.

Ottomeyer bezieht sich auf drei Ebenen, nämlich die ökonomische, den Narzissmus und schließlich die Dissozianzreduktion. Für ihn ist die Entwicklung der Psychotherapie eng mit Revierkämpfen verknüpft. Menschen die eine Psychotherapieausbildung gemacht haben, wollen Ihren Lebensunterhalt sichern, Psychotherapie ist insoweit eine Serviceleistung. Sie muss vermarktet werden, daher konkurriert man auf dem Psychotherapiemarkt und muss natürlich seine eigene Schule überhöhen, um den Nimbus des Besonderen zu unterstützen.

Psychotherapie, so Ottomeyer, kann wirklich nur in einer Schule gelehrt werden. Die anfängliche Identifikation wird sinnvoller Weise durch partielle Desidentifizierung abgelöst. In diesem Sinne möchte er die Entwicklung im psychotherapeutischen Feld wie die bei Jazzmusikern verstanden wissen wollen. Sie lassen sich gegenseitig inspirieren, spielen in unterschiedlichen Konstellationen miteinander und durchleben zahlreiche Befruchtungs-, Bearbeitungsphasen.

Eine Gefahr besteht, wenn eine Verteidigungsmentalität und ein „Bunker-narzissmus“ entsteht. Es kommt dann zu den vielfach beobachteten Spaltungen der Vereine aus narzisstischen Gründen, wenn nämlich die Spannung zwischen den Gründerpersönlichkeiten wächst. Die Organisation von Psychotherapie wird dann zum Machtkampf.

Levold zeigt anhand der systemischen Therapie das Spannungsfeld auf zwischen machtpolitischer Organisation, psychotherapeutischer Interessen im Spannungsfeld konzeptueller Offenheit und organisationale Schließung. Dies Spannungsfeld ist eher ein Ambivalentes wie es in der Geschichte des systemischen zeigt. Insoweit ist die systemische Therapie keine Psychotherapie-Schule, sondern eine „Bewe-

gung“. Eine für ihn wichtige Frage besteht darin, wie man die Identität des systemischen Ansatzes erhalten kann, wenn man gleichzeitig auf gesellschaftliche Anerkennung, sprich Anerkennung im Versorgungssystem, baut. Provokant, wie ich finde, plädiert er offensichtlich für die Aussenseiterrolle der systemischen Therapie, ist sie doch gerade dadurch eher konstitutiv für den systemischen Ansatz. Mit Levold kann davon ausgegangen werden, dass die Außenseiterrolle womöglich gar konstitutiv für den systemischen Ansatz ist. Dies wirft natürlich die spannende Frage auf, ob und wie die „systemische Bewegung“ sich überhaupt durch das Versorgungssystem okkupieren lassen darf?

Sollmann beschreibt den Wandel, den Übergang von einer schulengründerbezogenen Organisation hin zu einem „Wählerverein“, zu einem weltweit organisierten Institut, das auf Wahlen aufbaut. Wenn die Organisation sich nicht mehr auf die affektive Gratifikation des Schulengründers beziehen kann, entstehen Disbalancen. Diese treten als organisationale Veränderungskrise in Erscheinung. Der Verlust der affektiven Gratifikation kann i. S. e. verinnerlichten Strafinstanz zum Verlust der professionellen Selbst-Entwicklung anstatt einer zu professionellen Diversifikation führen.

Köth, so scheint es, könnte eine Außenseiterrolle unter den Außenseitern einnehmen. Vertritt er doch die Auffassung, dass eine psychotherapeutische Identität auf der Ebene von Schulrichtungen nicht zu konzeptualisieren sei. Die schulische Ausrichtung wäre dann vergleichbar mit einer Lehre im Handwerk, die zu Fähigkeiten führt, veränderbar ist und auch zu multiplen Identitäten führen kann. Insoweit scheint Köth für eine Patchwork-Identität zu plädieren. Er vergleicht den Identitätsbildungsprozess als Prozess der Annäherung und Abgrenzung, wie bei einer „Meisterlehre“, bei der sich ein Schüler auf die Wanderschaft begab, um von verschiedenen Meistern zu lernen und dann seinen eigenen Stil zu entwickeln. Seine Identität bleibt auf der Ebene des Handwerks und nicht auf der Ebene eines bestimmten Verfahrens.

Bezogen auf das Thema sind wir Psychotherapeutinnen selbst Teil, Gegenstand der eigenen Beobachtung. Um gerade diesem Umstand Rechnung zu tragen, schien es mir angezeigt zu sein, verschiedene Kolleg(inn)en, die sich konzeptionell und praktisch mit der Frage der Organisation befasst haben, (un-) akademisch an einem hoffentlich spannenden Diskurs zu beteiligen. Die in einem wissenschaftlichen Fachblatt oft übliche Aneinanderreihung von Fachartikeln, so gut sie sind, bietet nicht den geeigneten Rahmen, um auch die Lebendigkeit in der Diskussion abzubilden.

Je differenzierter wir uns in der Redaktion des Psychotherapieforums mit dem Thema „Organisation von Psychotherapie“ befassten, desto schwieriger wurde es ein gemeinsames Verständnis von dem Gegenstand, mit dem wir uns befassen sollten, zu erlangen. Auf einmal war nicht mehr klar, ob wir über psychotherapeutische Schulen, „Sichtweisen“, „Bewegung“, Organisation sprachen. Wenn ich es recht erinnere, hatten wir dahin gehend einen Konsens, dass es eine starke Differenzierung auch innerhalb einer der Grundorientierungen wie Psychoanalyse, Verhaltenstherapie u. a. gibt. Ebenso waren wir überzeugt von der Bedeutung einer integrierten Sichtweise.

Die „Ich bin, wenn Du nicht bist“-Dynamik der Spaltung im psychotherapeutischen Feld ist m. E. ein normaler Vorgang der Ausdifferenzierung. Kann ich doch gerade durch die Abgrenzung und Unterscheidung mich selbst, bzw. den anderen erkennen, differenzieren und definieren. Die „Ich bin, wenn Du nicht bist“-Dynamik trägt aber im psychotherapeutischen Feld auch Züge von Selbst-Aufwertung/Überhöhung und Abwertung/Entwertung des anderen. Nur so lassen sich offensichtlich Spaltungsprozesse wie Freud/Reich, Freud/Adler, Freud/Jung usw. erklären. Zeichnen sie sich doch gerade durch die Radikalität der Selbstdefinition und Abgrenzung des anderen, der als abtrünnig erlebt wird, aus.

Foucault beschreibt eindrücklich in „Dispositive der Macht“, wie das worüber wie gesprochen wird, festlegt,

was es angeblich gibt und nicht gibt. Realitäten werden somit nicht nur in Sprache abgebildet, sondern geschaffen.

Einen Diskurs an dieser Stelle zu führen, kann daher die Funktion eines wesentlichen Schutzes haben gegen zu früh durch Sprache geschaffene Verkrustungen, Verfeindungen, Abspaltungen, Selbstüberhöhung und Entwertung des anderen.

Wir haben uns in der Redaktion entschieden, dem Diskurs gerade auch durch die Gestaltung im Heft Rechnung zu tragen. Sie werden also in dem Diskurs-Teil keine, so wie Sie es üblicherweise gewohnt sind, wissenschaftlichen Fachartikel finden, sondern persönliche, professionelle Statements. Um den Lesefluss des Diskurs-Teils nicht zu stark zu unterbrechen, mussten wir uns auch entscheiden, einige Abstriche, was die gewohnte Gestaltung betrifft, zu machen. Sie finden daher keine Zusammenfassungen, Stichwörter, wohl eine übergreifende, lange Kurzfassung. Wir bitten dies zu entschuldigen und möchten Ihnen auch versichern, dass diese Gestaltung eine seltene Ausnahme bleiben wird.

Simon versteht die Differenzierung und Spaltung im psychotherapeutischen Feld als einen normalen Vorgang der Ausdifferenzierung im System/von Subsystemen. Insofern ist darin für ihn nichts Bemerkenswertes. Problematisch scheint es zu werden, wenn Differenzierung und/oder Spaltung mit Zugehörigkeit oder Ausgrenzung/nicht-Zugehörigkeit, mit persönlicher Identität und Selbstwertgefühl zu tun hat. Die Zugehörigkeit zu einer Schule scheint oftmals eher dem Status und Erhalt desselben dienen, nämlich der Aufwertung der eigenen Kollegen-schaft. Was aber wiederum mit der fast zwingenden Abwertung der anderen verbunden ist.

Während Medizin eher auf der Unterscheidung von Subjekt-Objekt aufbaut und der Mediziner klar eine Außenperspektive einnehmen kann, so ist dies im Bereich der Psychotherapie nicht so einfach zu unterscheiden. „Die Identifikation mit der Methode ist zwangsläufig nicht zu vermeiden, sondern notwendig“.

Zwar gibt es nach Simon organisationale Ähnlichkeiten zwischen Kirche und psychotherapeutischer Organisation, eine psychotherapeutische Schule ist aber keine Religion. Die Ähnlichkeit bezieht sich nämlich primär auf die Organisationsform und nicht auf die „Glaubensinhalte“.

Als erfahrener Kenner von Organisationen und Systemen weist Simon auf die große Gefahr hin, hierarchische Beziehungen in einer Organisation mit Eltern-Kind Beziehungen, die ja eher den Gegenstand in der Psychotherapie ausmachen, gleichzusetzen. Insofern unterscheiden sich die Systeme mit denen Psychotherapeuten üblicherweise zu tun haben deutlich.

Kriz weist in seinem Beitrag auf den Umstand hin, dass die professionelle Psychotherapie eine noch junge Geschichte hat. Die Gründungspersonen waren lange mit der Bestimmung des Gegenstands „Psychotherapie“ befasst, mussten daher eher noch darauf bedacht sein, „die Lehre rein genug zu halten“. Dies kollidierte dann zunehmend mit den Forderungen der akademischen Welt.

Er betont die vier Paradigmen der Psychologie/Psychotherapie im Unterschied zur Medizin. Hierdurch bedingt hat sich die Psychotherapie gerade in ihrer Vielfalt entwickelt. Orthodoxie hindert, so Kriz, dadurch eine Weiterentwicklung. Geht man aber zu weit ab von den eigenen Kernkonzepten, „wird alles zu einem Einheitsbrei verrührt“.

Michelmann hat sich über viele Jahre nachhaltig, vor allem in politischen Gremien, für den Dialog zwischen den verschiedenen Verfahren eingesetzt. Sie wendet sich eindeutig gegen das Paradigmenmonopol, gegen die Unterscheidung von „richtig“ oder „falsch“. Dabei betont sie, dass das GKV-System die Weiterentwicklung der Psychotherapie einschränkt, gegebenenfalls sogar behindert. Erfreulicher Weise, so betont Sie, hat sich die Vielfalt psychotherapeutischer Zugänge in der Praxis erhalten.

Petzold hält den Diskurs zwischen den Richtungen der Psychotherapie für unverzichtbar. Er verlangt gerade zu nach einer „dissens-freundlichen“ Kul-

tur, die dem offenen Wort und der Fairness verpflichtet ist. Insofern wendet er sich deutlich gegen das „Ekklesia Gezänk“, das für den sogenannten „Schulenstreit“ in der Psychotherapie charakteristisch ist. Petzold, so wie man ihn kennt und schätzt, spannt den Bogen weit zurück bis in die Frühzeit der Psychotherapiegeschichte. So zitiert er den Vater des „kleinen Hans“, der das Thema in der frühen Psychoanalyse treffend auf den Punkt brachte „Freud als das Oberhaupt der Kirche exkommunizierte Adler. Er stieß ihn aus der offiziellen Kirche aus“.

Petzold geht mit der Psychoanalyse und mit der traditionellen Psychoanalyse, der Tiefenpsychologie und den neueren Therapieverfahren deutlich ins Gericht. Wären sie doch weniger, i. U. Z. Medizin, der Wissenschaft bzw. Naturwissenschaft verpflichtet. Bei der Organisation der Psychotherapie sollte, so Petzold, deutlich auf die Entwicklung der „Theorie des Willens“ und der „Theorie des Lernens“ geachtet werden. Psychotherapeutische Schulen würden dies nicht tun.

Es scheint als würde Petzold wie andere auch für einen integrativen Ansatz sprechen, der weder Psycho-Therapie noch Körper-Therapie noch Sozio-Therapie ist. Petzold unterstreicht hierdurch die Notwendigkeit der Vielfalt in der modernen Psychotherapie. Insofern bezieht er deutlich Position gegen die Hegemonie der „Richtlinien-Verfahren“, so wie sie im Kontext des deutschen Psychotherapiegesetzes festgeschrieben sind.

Kornbichler spannt den Bogen hin zum gesamt, gesellschaftlichen Kontext, den entsprechenden Konfliktthemen sowie der Revalisierung zwischen dem Paradigma einer naturwissenschaftlicher Körpermedizin und dem der Humanwissenschaften. Am Beispiel der Freud-Adler-Kontroverse zeigt er, das szientistische Selbstmissverständnis auf. „Selbstreflektion“ ist daher mit naturwissenschaftlichen Kategorien nicht beschreibbar, abermals hat er deswegen vom „szientistischen Selbstmissverständnis der Psychoanalyse“ gesprochen.

Die Auswirkungen dieser gesellschaftspolitischen Dimensionen kom-

men in der universitären, wissenschaftlichen und psychotherapeutisch-fachbezogenen Aus- und Weiterbildung zum Ausdruck. Insoweit spiegeln sich

in der organisationalen Entwicklung von Psychotherapie, zentrale Grundkonflikte von Gesellschaft und Wissenschaft.

Literatur

Reich W (1984) Von der Psychoanalyse zur Organonomie – Das Interview über Sigmund Freud“, 2. Aufl. Edition Freiheit und Glück, Berlin

Ulrich Sollmann

La famille des psychothérapeutes et sa division en branches

“We psychotherapists probably do have ourselves to blame for not presenting ourselves well. Caught between unnecessary mystification and bogus science, ravaged by ideological splits and the narcissism of small differences, a profession seemingly open to anyone to practice – it can seem to those who don’t follow these things closely that it has become only too necessary for the Government to act.”

«Freud commença son travail alors qu’il était encore jeune, en bonne santé et doté d’une personnalité vivante. Son courage lui permit d’aller de l’avant, mais il devint plus tard la proie de ce qui se faisait d’habitude en ayant une école, des admirateurs, des étudiants et des disciples dans la société. Tous le flattaient. Dès 1925 ou 1926, il devint conscient de ces flatteries ». C’est ainsi que s’exprime Wilhelm Reich dans une interview sur Sigmund Freud faite avec lui par le psychanalyste Kurt R. Eissler en octobre 1952. Ce conflit reflète-t-il le dilemme qui occupe une place centrale dans toutes les écoles de psychothérapie? Un dilemme dans lequel le père fondateur a besoin d’étudiants et de disciples pour diffuser ses idées, pour les communiquer et les élargir, mais qui le fait tomber plus tard dans le piège de l’orgueil narcissique?

«When I die, don’t kill me» m’a dit le psychothérapeute et médecin Alexander Lowen il y a de nombreuses années, résumant ainsi le destin qui attend les fondateurs dans le domaine thérapeutique. Lowen se doutait bien de ce qui

allait lui arriver après sa mort. «When I die, don’t kill me» peut être entendu comme exprimant la dynamique d’une évolution, mais aussi comme le destin tant craint qui attend cette dernière. Sa phrase traduit une attitude ambivalente: d’un côté, il voudrait obtenir d’être admiré et flatté au-delà de la mort et, de l’autre, il sait que son propre décès va permettre à d’autres d’accomplir l’étape indispensable au cours de laquelle ils acquerront une identité professionnelle et ils s’organiseront. Un analyste verrait en cette étape le meurtre du père. On peut aussi considérer qu’elle est nécessaire à la création d’un système et de sous-systèmes. Mais on pourrait également la voir comme une transformation conduisant à une distanciation (du soi) par rapport au courant originel, comme un développement qui aboutira à une organisation (nouvelle et/ou post-scission).

Le décès du père fondateur force inévitablement ses élèves à réfléchir à la manière dont ils sont organisés, mais aussi à développer cette organisation et ses particularités. Le moment de sa mort peut correspondre à l’instant où une critique différenciée de ses principales thèses est élaborée (voir Freud-Adler, Freud-Jung, etc.).

Ce processus me fait penser à la création et au développement d’une entreprise familiale. Son fondateur la construit et il a, à la base, trois principaux intérêts. Ces derniers sont liés au maintien et à la croissance de l’entreprise, à son succès économique, au pro-

fit et au développement. Mais son troisième intérêt est de pouvoir garantir que l’entreprise demeurera la propriété de sa famille. Plus l’entreprise grandit, plus il y a de chances pour que les enfants en héritent lorsque la personne qui l’a créée démissionne ou meurt. Lorsque les responsabilités et les devoirs envers la famille et envers l’entreprise, en tant que systèmes, sont étroitement associés, des tribus familiales se forment au cours du temps, fondées sur le désir de développer l’entreprise, de l’aider à croître et à avoir du succès. C’est dans ce sens qu’il faut entendre la désignation de successeurs qui, passant par les principaux propriétaires, seront nommés parmi les frères et sœurs ou d’autres parents proches. Il reste que même si elles sont propriétaires de la même entreprise et si elles parviennent ainsi à la réussite économique, ces différentes branches de la famille ont aussi des intérêts particuliers ou partiels.

Si l’on peut considérer Sigmund Freud comme, en quelque sorte, le plus important fondateur de l’entreprise familiale «psychothérapie», ses élèves et les élèves de ces derniers constituent les générations suivantes au sein de l’entreprise, de l’organisation «psychothérapie» dans laquelle ils travaillent et qui leur fournit des revenus. Ils considèrent peut-être que les idées centrales du fondateur (dans ce cas Freud) gardent leur validité, mais il se peut tout à fait que leur pratique diffère beaucoup de celle de celui-ci ou qu’ils s’adressent

à des secteurs très différents de la population.

On pourrait aussi dire que la famille professionnelle de Freud s'est scindée en différentes branches. Des tribus familiales qui tirent toutes sur la même corde, mais qui parfois se combattent à couteaux tirés.

La comparaison avec le système caractérisant les entreprises familiales permet d'exprimer simultanément l'identité et la différence, de penser en ces termes, de les accepter, de les respecter et même de les exploiter. Dans ce sens, toute contribution individuelle – nous dirions les contributions des courants et méthodes de thérapie – peut être considérée comme unique, même si elle est simultanément une composante importante de l'ensemble du domaine psychothérapeutique.

Donc, le champ psychothérapeutique ne peut pas se développer sans que des organisations soient créées et que son contenu soit différencié – si ce n'est dissocié – par rapport à des courants, idées et/ou mouvements les plus variables.

Nombre de ceux qui ont fait une formation spécialisée en psychanalyse en dérivent inévitablement une identité en tant que psychanalystes. Böttcher retrace l'évolution de la psychanalyse à ce niveau et traite des facteurs pertinents du point de vue du débat sur l'identité. Selon lui, il faut saisir ce débat et l'élaboration de relations professionnelles, mais aussi certaines démarcations/scissions en tant que processus.

Ottomeyer se réfère à trois niveaux : celui de l'économie, celui du narcissisme et enfin celui de la réduction des dissonances. Selon lui, l'évolution de la psychothérapie est étroitement associée à des luttes pour des territoires. Les personnes qui ont acquis un diplôme de psychothérapie veulent s'assurer qu'elles ont suffisamment de revenus pour vivre. Dans ce sens, la psychothérapie est une prestation de service. Elle doit être commercialisée, ce qui fait que les professionnels se retrouvent en concurrence sur le marché ; cela les incite à déclarer que leur courant a plus de valeur, pour le présenter comme associé au prestige de ce qui est spécial.

Or, toujours selon Ottomeyer, la psychothérapie ne peut être enseignée que dans le cadre d'une école. Au début, les candidats s'identifient aux formateurs, puis il s'en des-identifient au moins en partie. Les psychothérapeutes sont comme les musiciens de jazz : ils s'inspirent mutuellement, ils jouent ensemble en se regroupant en orchestres dont la composition varie et ils passent par de nombreuses phases de mûrissement et d'assimilation.

Un danger apparaît au moment où leur mentalité devient défensive et où un « bunker narcissique » est construit. Dès ce moment, des causes d'ordre narcissique font que les groupements se scindent – c'est arrivé plus d'une fois – parce que les tensions opposant leurs fondateurs croissent. L'organisation de la psychothérapie devient alors une lutte pour le pouvoir.

Levold se réfère à la thérapie systémique pour mettre en évidence les tensions qui opposent l'organisation pratiquant une politique du pouvoir, ainsi que les intérêts psychothérapeutiques situés entre une ouverture par rapport aux concepts et une fermeture au niveau de l'organisation. L'histoire de la thérapie systémique a montré que le champ de tension en question comporte des dimensions ambivalentes. Ce qui fait que cette approche ne doit pas être considérée comme un courant de psychothérapie, mais bien comme un « mouvement ». L'une des questions importantes qu'il se pose est celle de savoir comment il sera possible de maintenir l'identité de l'approche systémique tout en espérant qu'elle sera recon nue au niveau de la société et du système d'offres de santé. Je trouve qu'il s'exprime de manière provocante lorsqu'il se déclare favorable à ce que la thérapie systémique endosse un rôle d'outsider, alors même que ce rôle fait partie de celle-ci. On peut en effet être d'accord avec lui lorsqu'il dit que le rôle d'outsider est l'une des caractéristiques la thérapie systémique. Ce qui provoque bien sûr une question intéressante : le « mouvement systémique » doit-il se laisser intégrer dans le système d'offre et comment va-t-il le faire ?

Sollmann décrit l'évolution au cours de laquelle une organisation liée aux

fondateurs d'un courant est devenue un « groupement d'électeurs », un institut organisé dans le monde entier et dont les fonctionnaires sont élus. Lorsque l'organisation ne peut plus compter sur la gratification affective de son fondateur, des déséquilibres naissent. Ces derniers provoquent alors une crise (de maturation de l'organisation). Il peut ensuite arriver que la disparition de la gratification affective, avec l'aspect punitif qu'elle implique, conduise à ce que le développement du soi au niveau professionnel soit bloqué plutôt que diversifié.

Il semble bien que Köth joue un rôle d'outsider parmi les outsiders. Il est en effet d'avis qu'il n'est pas possible de conceptualiser la notion d'identité psychothérapeutique au niveau des orientations. Selon lui le choix d'une orientation correspondrait à l'apprentissage du métier, permettant d'acquérir certaines capacités mais il peut être modifié plus tard et conduire à assumer des identités multiples. Il semble bien que Köth soit favorable à une identité en mosaïque. Il compare le processus d'acquisition d'une identité, au cours duquel certains rapprochements et certaines démarcations se définissent, au « tour de France » des artisans, que les compagnons entreprenaient pour se perfectionner auprès de différents maîtres et pour développer leur propre style. L'identité finalement acquise se fonde sur la pratique d'un « artisanat » et non sur celle d'une méthode spécifique.

Notons par ailleurs que les psychothérapeutes sont eux-mêmes partie ou objet de leurs propres observations. En vue de prendre en compte cet aspect, il m'a paru indiqué de faire participer à des échanges (non-)académiques – mais que j'espérais passionnants – des collègues s'étant intéressés à la question de l'organisation, que ce soit à sur un plan conceptuel ou sur le plan pratique. La succession habituelle d'articles spécialisés caractérisant une publication scientifique ne fournissait pas le cadre permettant de contenir une discussion très animée, même si ces articles devaient être excellents.

En fait, plus les membres de notre rédaction réfléchissaient au thème de

« l'organisation de la psychothérapie » et plus il nous devenait difficile d'élaborer une conception commune de notre objet. Nous n'avons tout à coup plus su si nous parlions de courants de psychothérapie, de « points de vue », d'un « mouvement » ou d'une organisation. Pour autant que je m'en souvienne, nous étions parvenu à une sorte de consensus : même les orientations de base, comme la psychanalyse, la thérapie du comportement, etc. comportent en leur sein des approches très différentes. D'autre part, nous étions convaincus qu'il est important d'aborder la question d'un point de vue intégral.

La dynamique du « je suis lorsque tu n'es pas » trouvée parmi les psychothérapeutes relève d'un phénomène normal de différenciation. C'est en me démarquant et en identifiant l'autre que je me différencie et que je me définis. Il reste que l'on enregistre dans la profession une tendance à surévaluer/trop valoriser sa propre approche tout en sous-évaluant/dévalorisant les autres. Ce n'est clairement qu'ainsi que l'on peut expliquer les processus de conflit comme ceux entre Freud et Reich, Freud et Adler, Freud et Jung, etc. Ces processus sont caractérisés par le fait que chacun de ces fondateurs se définissait de manière radicale et se démarquait de l'autre, qu'il considérait comme un apostat.

Dans son ouvrage sur le pouvoir Michel Foucault décrit très bien comment ce qui fait l'objet d'une discussion et les caractéristiques de cette dernière définissent ce qui est considéré comme existant ou non. Dans ce sens, des réalités ne sont pas seulement reproduites dans le langage, elles y sont créées.

Il peut alors arriver que la décision de mener un discours ait pour fonction de se protéger trop rapidement des « incrustations », des inimités, des scissions, des surévaluations et des dévalorisations de l'autre créées par le langage.

Les membres de notre rédaction ont donc décidé de tenir compte de la dimension discursive dans la structure du présent numéro. Ainsi, vous ne trouverez pas dans la partie plus théorique les articles scientifiques habituels,

mais des textes contenant les réflexions personnelles de professionnels. Pour que cette partie se lise plus facilement, nous avons décidé de ne pas suivre le format habituel. Elle ne contient donc pas de résumés, ou de mots-clés, mais une synthèse du contenu est présentée. Nous vous prions de nous le pardonner et vous assurons que cette manière de procéder demeurera l'exception.

Simon considère que les différenciations et les scissions au sein du domaine de la psychothérapie correspondent à un processus normal de différenciation de sous-systèmes au sein d'un système. Dans ce sens, cela n'a rien de remarquable. Il pense pourtant que ce processus devient problématique à partir du moment où il est lié à l'identité personnelle des thérapeutes et à leur sentiment de valeur. Il semble que, souvent, l'appartenance à une école serve plutôt à créer et à maintenir un statut par le biais d'une valorisation des collègues du thérapeute. Ce qui, inévitablement, conduit à dévaloriser les autres.

La médecine tend à se fonder sur une différenciation entre sujet et objet, ce qui permet au médecin d'adopter une perspective extérieure ; cela n'est pas si simple dans le domaine de la psychothérapie. « L'identification avec la méthode est non seulement inévitable, elle est nécessaire ».

Bien que Simon considère qu'il existe des similitudes dans l'organisation des Églises et celle de la psychothérapie, il reste qu'un courant psychothérapeutique n'est pas une religion. Les similitudes se situent en effet avant tout au niveau de l'organisation et non à celui des « contenus d'une foi ».

En tant que spécialiste expérimenté des organisations et des systèmes, Simon signale d'autre part qu'il existe un risque important pour que les rapports hiérarchiques au sein d'une organisation soient assimilés à des rapports parents-enfant – ceux-ci constituant en partie l'objet de la psychothérapie. Dans ce sens, les systèmes avec lesquels les psychothérapeutes ont habituellement à voir peuvent être de nature très variable.

Kriz indique dans sa contribution que la psychothérapie professionnelle est encore relativement jeune. Pendant

longtemps, les pères fondateurs se sont occupés de définir l'objet « psychothérapie », ce qui fait qu'ils ont surtout porté attention au maintien de la « pureté de la théorie ». Plus tard, cette tendance est devenue de moins en moins compatible avec les exigences posées par l'univers académique.

Il décrit les quatre paradigmes utilisés en psychologie/psychothérapie, paradigmes qui ne correspondent pas à ceux qui sont appliqués en médecine. Par contre, ce sont eux qui ont permis à la psychothérapie de se développer dans toute sa diversité. Selon Kriz, l'orthodoxie se pose en obstacle au développement. Mais si l'on s'éloigne trop des concepts centraux, « tout devient une sorte de soupe unique ».

Michelmann a œuvré pendant de nombreuses années – au sein surtout d'organes politiques – pour que les différentes approches thérapeutiques mènent un dialogue. Elle s'oppose clairement à tout monopole d'un modèle et à toute différenciation entre ce qui est « exact » et ce qui est « faux ». Elle souligne également que le système de santé et d'assurances, tel qu'il existe en Allemagne, limite le degré auquel la psychothérapie peut continuer à évoluer et que, sur certains points, il est un obstacle à toute évolution.

Selon Petzold, les échanges et le discours associant les différents courants psychothérapeutiques sont indispensables. Il demande avec insistance qu'une culture « ouverte aux désaccords » soit créée, une culture ouverte et équitable. Dans ce sens, il s'oppose très clairement aux « querelles de clocher » qui caractérisent les « conflits entre écoles » psychothérapeutiques. Fidèle à lui-même, il revient en arrière jusqu'au tout début de l'histoire de la psychothérapie. Il cite par exemple le père du « petit Jean » qui a réussi à exprimer de manière concise le thème prioritaire dans les débuts de la psychanalyse : « Freud, en tant que patriarche de l'Église, a excommunié Adler. Il l'a exclu de l'Église officielle ».

Petzold fait le procès de la psychanalyse, de la psychanalyse traditionnelle, de la psychologie des profondeurs ainsi que d'autres méthodes plus récentes. Il souhaite que toutes ces approches

soient moins influencées par la médecine, les sciences en général et les sciences naturelles en particulier. Selon lui, au moment d'organiser la discipline il faudrait porter plus grande attention à la « théorie de la volonté » et à la « théorie de l'apprentissage » – ce que les courants psychothérapeutiques ne font pas suffisamment.

Il me semble que Petzold, comme d'autres, est partisan d'une approche intégrative qui ne serait ni psychothérapie, ni thérapie corporelle, ni sociothérapie. Il met donc en évidence le fait que la diversité de la psychothérapie moderne demeure nécessaire. Ce qui l'incite à prendre position contre l'hégé-

monie des « procédures obéissant aux lignes directrices », telles qu'elles sont définies dans la loi allemande sur la psychothérapie.

Kornbichler élargit sa réflexion pour inclure le contexte sociétal global, les sources de conflits que celui-ci implique, ainsi que la rivalité entre une médecine fondée sur le modèle des sciences naturelles et les sciences humaines. Utilisant pour exemple la controverse ayant opposé Freud à Adler, il montre que des tendances scientistes conduisent aux malentendus et qu'il n'est pas possible de décrire la « réflexion de soi » en utilisant des catégories empruntées aux sciences naturelles. Pour lui, la

psychoanalyse souffre de ce « malentendu scientiste ».

Les effets de ces aspects d'ordre sociopolitique se font sentir au niveau des différentes filières universitaires en psychothérapie scientifique. Dans ce sens, l'évolution de l'organisation psychothérapie reflète les conflits fondamentaux trouvés dans la société et au niveau des sciences.

Bibliographie

Reich W (1984) Von der Psychoanalyse zur Orgonomie – Das Interview über Sigmund Freud“, 2. Aufl. Edition Freiheit und Glück, Berlin

Ulrich Sollmann